

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



№ 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.  
Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von  
Dr. Richard Kiepert.



Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

## G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883.

XII.

Ko. Wenn die Regenzeit vorüber ist, ziehen sich die Beduinen mit ihren Herden nach dem Meeresstrande, der um diese Zeit eine ausgezeichnete Weide bietet; sie lagern dann in einer Anzahl von Höhlen und Grotten, die dicht am Meere liegen und durch Einstürze in Folge einer Senkung des Bodens entstanden zu sein scheinen. Sie müssen früher eine sehr bedeutende Tiefe gehabt haben; jetzt hat sie der Flugsand zum Theil ausgefüllt, aber sie dringen immer noch ziemlich weit in die Felsen ein; die Decken werden von ungeheuren Säulen getragen.

Révoil untersuchte diese Höhlen sehr aufmerksam und es gelang ihm in der That, an den Felswänden Spuren von Menschenhand aufzufinden; ein Gewölbebogen mit geraden Pfeilern war, freilich in sehr rohen Umrissen, in den Fels geritzt. In einer ziemlich engen Kammer mit einer eingehauenen Nische zeigte der Boden sich ziemlich gut bearbeitet und Nachgrabungen in der aufgehäuften Masse von Sand und Fledermauserkrementen hätten wohl Erfolg versprochen. Aber bei dem Aberglauben der Küstenbewohner war daran nicht zu denken, ganz abgesehen von der Unsicherheit, welche den Gouverneur nöthigte, dem Reisenden selbst für diese kurze Wegstrecke einen Dschemadar mit 30 Mann Soldaten mitzugeben. Dieser Dschemadar, der gewöhnlich 25 Beludschien der Garnison unter seinen Befehlen hatte, war eine prächtige Figur, ein Mann voll Muth und Entschlossenheit und so sehr für Révoil eingenommen, daß er ihm öfter sagte, wenn er ein wahrer

Muselman sei und nicht bloß ein Schein-Nachgläubiger, würde er ihm gerne seine Tochter zur Frau geben.

Mit ihm besuchten die Reisenden die Ruinen von Hamar-Hierix (Klein-Samar), die ungefähr eine Stunde über die Höhlen hinaus am Wege nach Nemo liegen. Ein einziger schöner Bogen steht noch aufrecht. Die Trümmer stammen offenbar aus derselben Zeit, wie die übrigen Städt ruins, welche man der Küste entlang findet, also aus dem 14. Jahrhundert, der Herrschaft der Abschwanensultane, der Blüthezeit Ostafrikas. Révoil hätte gerne ältere gefunden, denn am Kap Guardafui und in seiner Umgebung glaubte er untrügliche Beweise ehemaliger Verbindungen mit Phöniciern entdeckt zu haben, und, angepörrt durch Dr. Hamy, wünschte er jetzt nachzuweisen, daß das Somaliland das Punt der Hieroglyphen sei, welches die Königin Atafon (Hatschepsu?), die Schwester und Vorgängerin des großen Thutmes III., durch ihre Flotten erobern ließ. Schon in Gelibi hatte er darauf geachtet und glaubte in Tracht und Haltung der Eingeborenen zahlreiche Analogien mit den Hieroglyphen von Dar el-Bachri gefunden zu haben. Die genauere Publikation bleibt abzuwarten, hoffentlich sind die Beweise zwingender, als der, welchen die bestehende Abbildung einer Somali-frau liefert. Die Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer Sphinx ist freilich auffallend genug, aber jede Nubierin mit in gleicher Weise umgeschlagenem Kopftuche wird dasselbe Bild bieten und es ist durchaus nicht nöthig, ja nicht einmal

wahrscheinlich, daß die Somalifrauen diese Tracht unter dem Einflusse einer ägyptischen Expedition, die doch sicher nur aus Männern bestand, angenommen haben. Von einer Kolonisation von Punt wissen aber die Hieroglyphen im Mausoleum der Hatschepsu durchaus nichts zu melden. Die deutschen Aegyptologen deuten Punt bekanntlich auf Süd-arabien und bestritten entschieden die Ansicht von Mariette, daß es auch die Somaliküste mit umfasse.

Den Beduinen erschienen Révoil's Forschungen und Nachgrabungen sehr unheimlich, und eines Tages, als er die Steine eines Brunnens, an welchem die Abgals und andere Beduinen ihre Herden tränkten, genauer untersuchte, machten sie einen direkten Angriff auf ihn, weil er ihre Brunnen verhexe und vergifte und Schuld an dem großen Viehsterben sei. Der Reisende hatte nur drei Mann Eskorte bei sich, doch hielten diese mit ihren Luntens Flinten die Beduinen in Respekt und es gelang, unbeschädigt den Markt von Schingani zu erreichen.

Am 16. Januar brach der schon oben erwähnte Kampf zwischen den beiden Quartieren von Mogduschu aus. Die Knaben aus Schingani und Hamarwin bekämpften sich schon seit längerer Zeit täglich mit Steinen; diesmal wurde die Sache ernsthafter, die Frauen erschienen auf den Dächern und feuerten durch ihr gellendes Jujü die kleinen Kämpfer an; schließlich wurden ein paar schwer verwundet, es mischten sich auch Erwachsene ein und bald riefen die Marmitrompeten die Krieger zum Kampfe. Es entspann sich eine förmliche Schlacht, welcher Révoil von seiner Dachterrasse aus ganz behaglich zusehen konnte. Unsonst suchten die Greise Frieden zu stiften, einer von ihnen wurde dabei sogar tödlich

verwundet und nun war kein Halten mehr. Der Gouverneur hatte seine Truppen in der Kasbah konsignirt und mengte sich nicht ein; er ließ auch die Franzosen bitten, sich ganz neutral zu halten. Die Leute von Schingani waren im Vortheile, denn ihr Scheich hatte einige Sklaven mit Luntens Flinten bewaffnet, und vor den Kugeln haben die sonst so tapferen Somalis einen ganz ungeheuren Respekt. Hamarwin dagegen besaß nur ein Gewehr, das es Révoil verdankte. Die Nacht trennte schließlich die Kämpfenden, von denen 30 mehr oder weniger schwer verwundet waren und die Hilfe Révoil's in Anspruch nahmen.

Nun erst mischte sich der Gouverneur ein und verlangte vor Allem von jedem Quartiere, gewissermaßen als Kaution für die einzuleitenden Verhandlungen, vier Sklaven, die auch geliefert und vorläufig ins Gefängniß geworfen wurden. Dann begannen die Sühneveruche, aber sie

rückten nur langsam voran und schließlich entschied man sich dahin, daß die Ältesten den Monsun benutzen und nach Zanzibar fahren sollten, um Saïd Bargasch selbst die Angelegenheit vorzulegen. Am meisten Schwierigkeit bei der Ausföhrung machten die Etnaschar, die „Zwölf“ von Hamarwin. Es ist das ursprünglich eine aus zwölf Mann bestehende Schutzwache, zu welcher jeder Clan einen Abösch stellt, und die stets die Bewegungen der Beduinen und der feindlichen Nachbarn zu überwachen hat; sie werden vom Quartiere unterhalten und erhalten von jedem geschlachteten Stück Vieh eine Keule; außerdem erpressen sie aber auch noch alle möglichen Geschenke, die man ihnen, da jeder ihre Streitlust fürchtet, selten zu verweigern magt. Früher waren sie auch der Schrecken ihres heimatlichen Quartiers und begingen ungestraft alle möglichen Verbrechen; jetzt

hält sie die Furcht vor dem Gouverneur und seinen Soldaten einigermaßen in Schranken. Es sind, wie unser nach einer Photographie gefertigter Holzschnitt zeigt, lauter große, kräftige Leute, mit Ausnahme ihres Führers, des kleinen gedungenen Alten im Vordergrunde, der in Folge einer Schußwunde in der Hüfte hinkte, aber sich trotzdem rührt, bei einem einzigen Kampfe zwischen den Somalis und der Garnison neun Menschen getödtet zu haben.

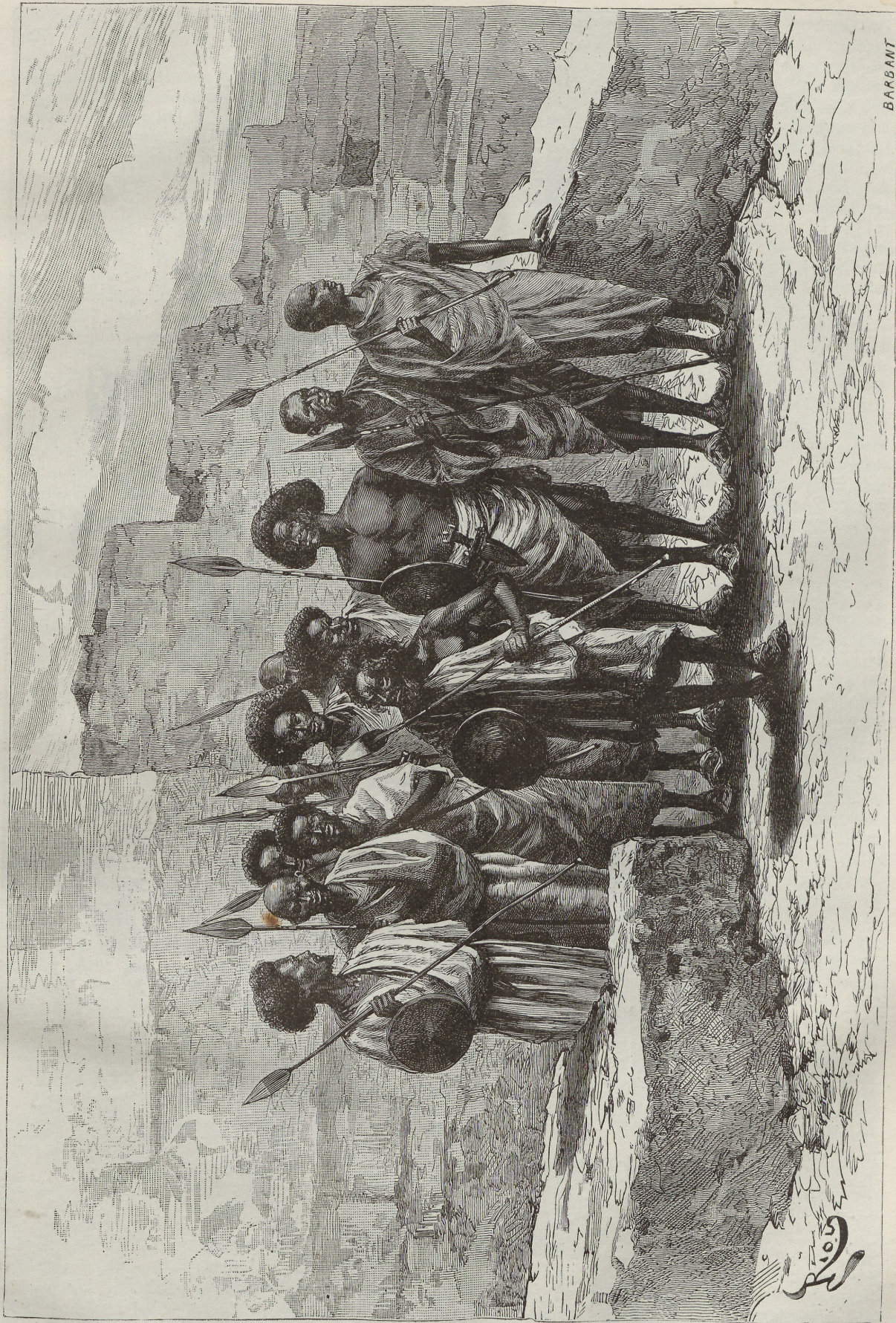
In diese aufgeregte Zeit fiel das große Fest des Scheich Aues el-Garni, das Hauptfest von Mogduschu, welches mit einem großen Umzuge um die Moschee und einem feierlichen Lab begangen zu werden pflegt. Schon in gewöhnlichen Zeiten kommt es dabei leicht zum Blutvergießen, da jeder Clan den Vortritt beansprucht. Jedes Quartier feierte darum diesmal das Fest allein; die von Hamarwin waren dabei im Vor-

theile, denn die Moschee und das Heiligengrab liegen in ihrem Quartiere. Die Garnison war wieder streng in der Kasbah konsignirt, doch verlief der Tag ziemlich ruhig. Révoil hatte seinen photographischen Apparat mitgebracht und hoffte einige Aufnahmen machen zu können, aber die fanatische Menge wurde darüber so aufgeregt, daß er sich zurückziehen mußte.

Während Révoil sich in Mogduschu, so gut es ging, beschäftigte, sandte Omar Jusuf eine Botschaft nach der anderen, Scheich Hakim möge doch wieder zu ihm kommen, aber ganz allein, er wolle ihn dann sicher nach Ganane geleiten. Der Biederemann glaubte nämlich, verschiedenes Unheil, das die Gegend und seine Familie betroffen, sei die Folge eines von Révoil über ihn verhängten Fluches und nur dieser selbst könne die Wirkung seines „Uganga“ wieder aufheben. Als eine besondere Strafe erschien es



Kopfsput der Frauen von Mogduschu. (Nach einer Photographie.)



Die Strafkar von Mogduschu. (Nach Photographien.)



Marktplatz von Hamarwin. (Nach einer Photographie.)

dem Sultan, daß in derselben Hütte, in welcher Névoil gewohnt, wenige Wochen nach seiner Abreise Mude Jusuf von einem seiner Speißegefellen tödtlich verwundet wurde. Die reichen Geschenke, mit denen Abdi und sein Bruder heimgekehrt waren, mochten auch mitwirken, aber der Reisende hütete sich wohl, noch einmal ohne Noth in diese Kaufefalle zu gehen.

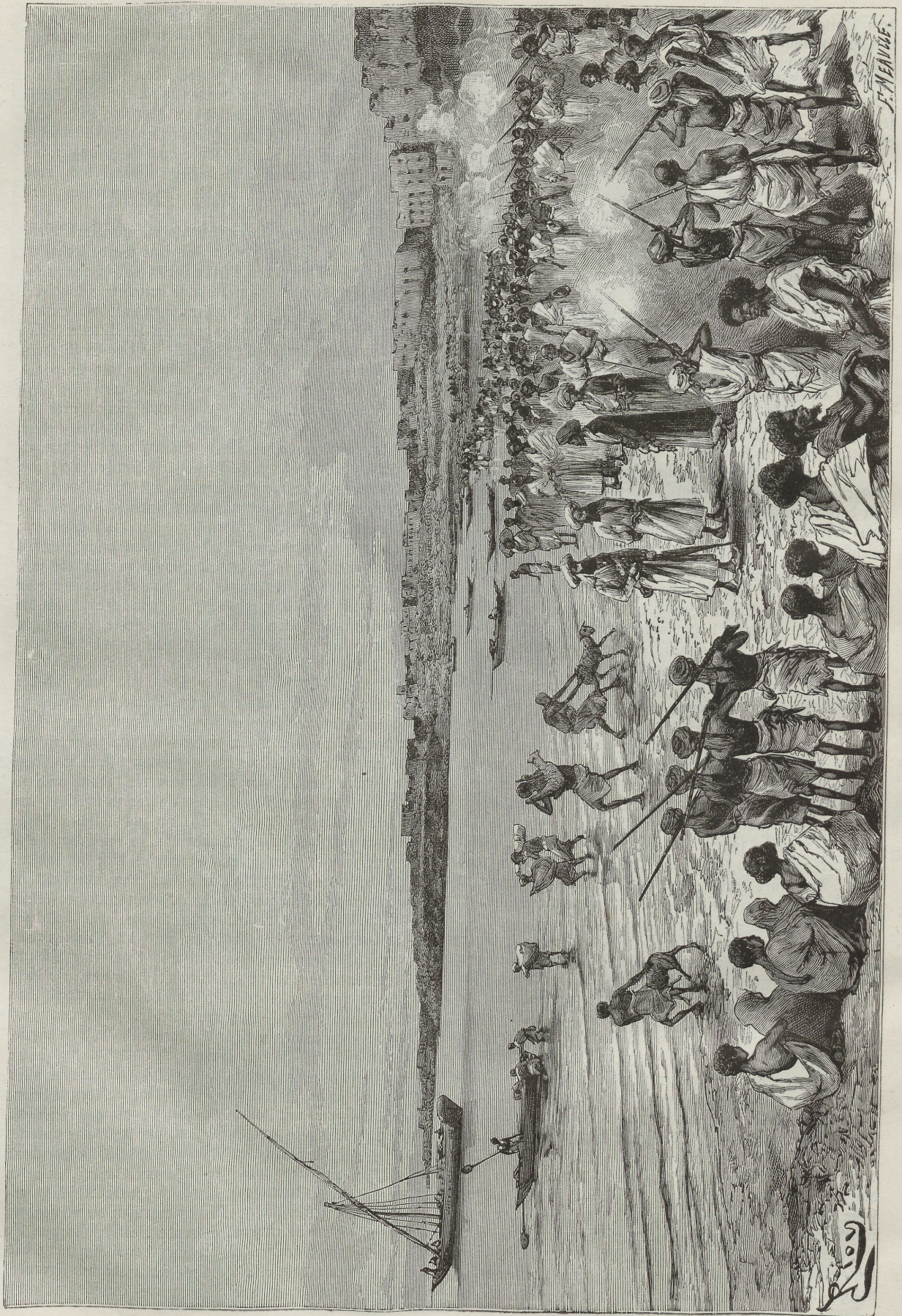
Uebrigens wurden auch in Mogduschu die Beduinen so unverschämt, daß sie dem Reisenden sein bestes Kameel vor dem Palaste des Gouverneurs wegholten; erst nach einer anstrengenden Jagd, bei welcher sich einige Hamarwin theiligten, gelang es ihnen, den Raub wieder abzujaßen. Seitdem mußte Névoil seine Forschungen auf die nächste Umgebung der Manern beschränken und durfte sich nicht über Flintenschußweite vom Markte hinwegwagen. Der Markt selbst, von dem er eine Photographie aufnehmen konnte (vergl. das Bild), lieferte immer eine reiche Ausbeute an ethnographischen Gegenständen, mitunter auch an Naturalien. Einmal kam sogar ein schwarzschwänziger Adler (*Aquila pygargos*) lebend, wenn auch mit ausgerissenen Schwungfedern, zum Verkaufe und es gelang Névoil, ihn lebend nach Marseille und in den zoologischen Garten daselbst zu bringen.

Bei der Wichtigkeit, welche die Kraniometrie für die moderne Wissenschaft erlangt hat, war natürlich Névoil viel daran gelegen, Somalischädel zu erhalten, aber es hieß dabei sehr vorsichtig sein. Shuma, den er ganz in seine Dienste genommen hatte, wurde vorsichtig sondirt, und als es sich zeigte, daß seine Frömmigkeit ihn durchaus nicht abhielt, Geld auf jede mögliche Weise zu verdienen, theilte ihm Névoil offen seinen Wunsch mit, eine Anzahl Schädel zu erlangen. Shuma hegte indessen Bedenken, selbst die Herbeischaffung zu übernehmen, aber er war gerne behülflich, wenn Névoil selbst einen aufhob, und schaffte schließlich ein paar Sklaven herbei, welche gerne für reichlicheres Material sorgten. Besonders einer derselben, Petito, der auch sonst ein guter Lieferant von naturwissenschaftlichen Gegenständen war, erwies sich sehr eifrig, und da die Friedhöfe dicht bei der Wohnung lagen und die Gräber von den Somalis nur ganz flach angelegt werden, sah sich der Reisende bald im Besitze einer prächtigen Sammlung unzweifelhafter Somalischädel. Einmal theilte er sich sogar, als Somali kostumirt, selbst an einer nächtlichen Expedition, die auch recht erfolgreich war. Aber kurz darauf jagte ihm Petito einen Schrecken ein, der ihn von weiteren Gräberberaubungen abstecken ließ.

Der Somali war ebenso abergläubisch wie geldgierig, und bald sah er sich zur Strafe für sein Verbrechen von bösen Dschin verfolgt und weigerte sich, noch weiter Schädel zu stehlen. Névoil verabschiedete ihn ärgerlich, und zu seinem Erstaunen sah er wenige Stunden später einen langen Zug frommer Männer, Mokaddem und Kadi an der Spitze, auf das Haus Petito's zuwandeln und darin verschwinden. Im Nu waren die Schädel in eine Kiste verborgen und alles bereit gemacht, um sie in dem alten Brunnen, der allen Anrath aufnahm, verschwinden zu lassen, sobald sich eine Gefahr zeige, aber es blieb Alles ruhig, und als am anderen Morgen Petito erschien, ergab es sich, daß er die Akerisei selbst in sein Haus berufen habe, um die bösen Geister zu bannen, die täglich frecher wurden, seine beiden schwarzen Hühner getödtet hatten und ihm sogar in Gestalt einer Schlange sichtbar erschienen waren. Das Geheimniß zu verrathen, hatte er sich wohl gehütet, denn, sagte er, mein Kopf wäre der erste, der dann gefallen wäre. Névoil hielt es indessen doch für angezeigt, das weitere

Schädelsammeln aufzugeben und das zusammengebrachte Duzend guter Exemplare in einer soliden Kiste und doppelt mit Kindshäuten umhüllt mit der nächsten Gelegenheit nach Zanzibar zu spediren. Ein Zufall, den jeder Matrose dieser unheimlichen Fracht zuschreiben wird, ließ das Schiff scheitern, ein noch feltamerer führte aber die Kiste dem Reisenden auf seiner später zu beschreibenden Küstenfahrt nach Zanzibar wieder in die Hände und so gelangten die so mühsam zusammengebrachten Somalischädel doch noch an ihren Bestimmungsort, in die Schädelammlung des Jardin des Plantes in Paris.

Der Nordostmonsun begann zu blasen und die Küstenschiffahrt in der Richtung nach Zanzibar wurde lebhafter. Die Pilgerschiffe kamen von Mekka zurück und meldeten die Niederlage der Engländer im Kampfe mit dem Mahdi bei Massaua und die Festsetzung der Franzosen in Obo. Erstere Nachricht erweckte große Freude, denn seit der Unterdrückung des Sklavenhandels sehen die Somalis in den Engländern ihre schlimmsten Feinde und jeder wünschte den Sieg des neuen Propheten, damit der „Handel“, wie man hier kurzweg sagt, wieder frei werde. Aber auch sonst wurde der Fanatismus in jeder Weise geschürt. Fast mit jedem Schiffe kam einer oder der andere Scherif von Mekka nach Mogduschu, hielt sich dort höchstens 48 Stunden auf, um eine Karawane zusammen zu bringen und brach dann mit wehendem, grünem Banner nach dem Inneren auf, um die neue Kunde dorthin zu tragen und den Haß gegen die Ungläubigen zu predigen. Névoil konnte sich glücklich schätzen, noch vorher in Sicherheit gelangt zu sein, ehe ihn dasselbe Schicksal bereitet wurde, wie dem Baron von der Decken durch die Kablallahs, Haggenmacher durch die Dolhofbanten und Kinzelbach durch seine ehemaligen Wirthe in Gelidi, bei deren unglücklichem Ende die Snussi oder vielleicht auch die Wahabiten sicher ihre Hand im Spiele hatten. Es scheint in der That, als suche sich der Islam für die in Europa erlittenen Verluste in Afrika zu entschädigen und als habe er den Schwerpunkt seiner Agitation dorthin verlegt. Für die Erforschung Innerafrikas ist das eine sehr ungünstige Vorbedeutung. Auch in Mogduschu konnte Névoil nun nicht mehr viel thun, und so entschloß er sich, einen kleinen Küstenfahrer zu miethen, um die Küste entlang zu fahren, an jedem zugänglichen Platze anzuhalten und die Umgegend möglichst zu erforschen. Die Zeit war freilich ziemlich knapp und es hieß sich spuren. Ein flachgehendes Fahrzeug, mit dem man unbesorgt in dem seichten Wasser zwischen den Inseln und der Küste vom Dschubdelta bis Lamo fahren konnte, war bald gefunden und gemiethet. Es war mit 12 Arabern von Schara in Südarabien bemannt und hatte eine Ladung Orseille von Warscheik und Mruti gebracht, wo diese Flechte in großer Menge wächst. Das Hintertheil war überdacht und konnte als Kajüte dienen. Bald war das geringe, noch vorhandene Gepäck eingeschifft, die Menagerie, bestehend aus dem Adler, einigen Geierpaaren und einer Anzahl Ratten, untergebracht und am 6. Februar war alles zur Abreise fertig. Ganz Mogduschu war auf den Weinen, der Gouverneur mit seinen Soldaten gab das feierliche Geleit zum Strande von Tschingani, wo die Barke ankerte, und die befreundeten Araber schleppten als Abschiedsgeschenk soviel Geflügel, Eier und selbst Hammel herbei, daß die Barke ganz voll davon war. Rasch wurde Abschied genommen, die Arme starker Sklaven ergrißen die Reisenden, um sie in die etwas entfernt ankernde Barke zu tragen, die Ehrensalbe der Garnison trachte und dazwischen tönte das fi amen illah (Gott beschütze dich) der arabischen Freunde, welche ein Gefühl innerer Beruhigung empfanden, daß



Abfahrt von Mogadischu.

Révoil, noch ehe es zu spät geworden, seinen Plan, das verfluchte Land der Somali zu erforschen, aufgegeben hatte.

Ueber Révoil's weitere Erlebnisse werden wir unseren Lesern später berichten.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

## Die Bewohner des Nama- und Damralandes.

Auszüge aus einem Aufsatze des Missionars H. Brincker.

### I. Die Hottentotten.

Es ist neuerdings viel über Nama- und Damraland in Umlauf gesetzt, auch Manches, was von Missionaren stammt, die Jahre lang im Lande wohnen und mit allen Verhältnissen genau bekannt sind. Alle diese Schilderungen sind mit großer Vorsicht abgefaßt, in dem Bestreben, das möglichst Beste über Land und Leute zu sagen und den deutschen Kolonisationsinteressen nicht hinderlich zu sein. Auch der Verfasser dieser Zeilen möchte keinerlei Interessen schädigen, hält es aber für Pflicht, da er 22 Jahre im Lande wohnt, die nackte Wahrheit zu sagen und hofft damit Denjenigen einen Dienst zu thun, welchen die Aufgabe zufallen wird, sich mit den Verhältnissen dieser Länder und Völker künftig zu befassen.

Es sind rothe (gelbe) und schwarze Volksstämme, welche in diesen Ländern neben und unter einander wohnen. Zu den rothen gehören die Hottentotten und Buschmänner, zu den schwarzen die Damra und sonstige Zweige des Bantu-Stammes. Beide Volksstämme sind gänzlich verschieden, nicht bloß in Gestalt und Farbe, sondern auch in der Sprache. Die Sprache der Bantuvölker zeichnet sich aus durch ihre mannigfachen Vorseßsilben, und die der Hottentotten durch ihre Schnalzlaut (clicks). Letztere nennen sich selbst natürlich nicht Hottentotte, sondern Nama und koi koin; Hottentotte ist ein wenig sympathischer Name, der aus dem alten holländischen Jargon herübergenommen ist. Die Namen der vielen einzelnen Hottentottenstämme, als Game nus, Kara gei-koi, Khao gei u. s. w., pflegen den Europäern völlig unbekannt zu bleiben. Bekanntester sind die holländischen Namen Bondelzwarts, Veldschoen-dragers, Noode natie u. dgl. Vor 400 bis 500 Jahren waren diese Hottentotten ein verhältnißmäßig großes, ganz Südafrika bis zum 21. Grade südl. Br. (also auch das ganze Damraland) bewohnendes Geschlecht. Jetzt ist ihre Anzahl auf 40 000 bis 50 000 Seelen gesunken. Unablässige Fehden unter einander und mit den feindlichen Nachbarn haben sie fast gänzlich aufgerieben. Sie hatten und haben auch heute noch schöne Gaben und geistige Anlagen, aber eine unüberwindliche Neigung zur Bequemlichkeit und Scheu vor starker, wenigstens vor anhaltender Anstrengung haben ihr Emporkommen gehindert. In den Zeiten ihrer Kraft haben sie ein vom Norden hereindringendes schwarzes Volk, die Bergdamra, von denen später die Rede sein wird, unterjocht und zu ihren Knechten gemacht. Ehe sie den Gebrauch der Feuerwaffen lernten, brauchten die Hottentotten die Bergdamra zu großen Treibjagden. Denn damals war das Wild des Feldes so reichlich in diesen Ländern vorhanden, daß man es massenweise in große Fallgruben treiben konnte. Da hatte denn der Hottentotte reichlichen Vorrath für lange Zeit, konnte den Bauch nach Belieben füllen und danach sich bequem auf den Rücken legen, so wenig wie möglich denken und so viel wie möglich schlafen,

oder aber der Dachapfeife zusprechen. (Dacha ist wilder Hanf.) Die Unsitte des Dacharauchens verdient hier eine besondere Erwähnung, weil sie auf die Hottentotten und ihre Knechte, die Bergdamra, die allerschlimmsten Wirkungen ausgeübt hat, schlimmere, als man geneigt ist, zu glauben und zuzugestehen. Vieles von dem, was wir gewöhnlich dem sanguinischen Wesen der Hottentotten zuschreiben, ihre ekstatischen Zustände, Divinationen, Träume, Gesichte werden wir auf Rechnung des Dacharauchens zu setzen haben. Heutigen Tages wird der wilde Hanf meist nur noch im Geheimen geraucht und von den Knechten an verborgenen Orten angebaut. Dagegen bringen jetzt Schiffe vom Kap her Dacha an die Küste des Namalandes, wie Schreiber dieses mit eigenen Augen gesehen hat. Die zerstörenden Wirkungen des Hanfrauchens sind vielleicht noch schlimmer als die des Opiumrauchens. Sie stumpfen nicht bloß den Geist ab und schwächen die Seelenkräfte, sondern sie verheeren die Leibes-, namentlich die Zeugungskräfte bei Männern und Frauen. Hierin und in den jetzt sich immer mehr verbreitenden venerischen Krankheiten liegt ein Hauptgrund des schnellen und unaufhaltsamen Verfalles des gesammten Hottentottengeschlechtes. Nur auf den Missionsstationen kann man wahrnehmen, wie dem allgemeinen Verderben einigermaßen Einhalt gethan und sowohl in sittlicher als in physischer Hinsicht ein segensreicher Einfluß auf die Stationsbewohner geübt wird. Freilich allzu große Erwartungen darf man von der äußeren Umgestaltung des Volkslebens durch die Arbeit der Missionare nicht hegen. Das ist zweifellos, daß viele Hottentotten, nachdem sie die Predigt des Evangeliums im Glauben angenommen, getröstet und in seligem Frieden aus dieser Welt geschieden sind; auch das ist gewiß, daß mancher getaufte Hottentotte als Muster eines braven und echten Christen hingestellt werden kann; aber der äußere Zustand dieser Leute ist doch immer noch sehr mangelhaft geblieben. Auf den Missionsstationen sieht man wohl das Wohnhaus des Missionars und die Kirche, die er erbaut hat, seinen Garten u. s. w. in bester Ordnung, aber die Wohnungen der übrigen Stationsbewohner, ihre Gärten und Viehweiden, zeugen von wenig Nachahmungssinn und noch weniger Ordnungsliebe und Fleiß. Wo einmal, wie das öfter geschehen ist, eine Erweckungszeit über die Leute kam, wo geistliches Leben auf der Station herrschte, da fingen auch die Hände an, sich fleißiger zu rühren, und mancherlei nützliche Arbeiten wurden auf den Stationen begonnen. Aber wenn sich die Hochfluth der Begeisterung verlor, pflegte auch die natürliche Trägheit wieder in ihr Recht zu treten.

Aber nicht allein die Missionare haben an der Kultur des Hottentottengeschlechtes gearbeitet, sondern auch andere Weiße, die hinter den Missionaren her ins Land kamen und größtentheils das wieder zerstörten, was die Missionare

erarbeitet hatten, nämlich die Händler. Diese herumziehenden Handelsleute, die über den Dranjefluß aus der Kapkolonie mit Branntwein und bunten Lappen in das Nama-land kamen, haben viel zur Demoralisirung des Volkes beigetragen. Für den mit spanischem Pfeffer gewürzten Fusel, an den sie die rothen Leute gewöhnten, erzielten sie ungeheure Preise; für ein Liter Branntwein wurde ein Schaf oder eine Kuh gezahlt, oder auch acht Schafe oder Ziegen. Und diese Preise galten noch als reell. Außer an Branntwein wurden die Hottentotten von den Händlern besonders an Kaffee gewöhnt, der jetzt in fabelhaften Quantitäten im Lande verbraucht wird, und namentlich an Schießgewehre. Jetzt verstehen die rothen Männer bereits vortrefflich mit Gewehren umzugehen und sorgen dafür, ihre Gewehre allewege in gutem Zustande zu erhalten. Merkwürdiger Weise können sie aber nur dann einen guten Schuß thun, wenn sie sich auf ein Knie niederlassen und Gewehr und Arme aufs Knie stützen. Wenn sie in Gefechten diese Manipulation hinter einer Deckung ruhig vollbringen können, pflegen sie den unverhofft heranstürmenden Feinden beim ersten Anlaufe große Verluste beizubringen, hat aber der Feind ihnen ihre Kampfweise abgelernt oder greift sie im offenen Felde an, dann richten sie selten etwas aus und laufen meist geraden Weges wieder zurück. Wie es scheint, haben sie schwache Arme, aber eine sehr entwickelte Muskelkraft in den Schenkeln.

Die Hottentotten sind ein Jägervolk, und lebten, wie schon gesagt, früher fast ausschließlich von der Jagd. Aber seit die Feuerwaffen in ihren Händen sind, ist alles Wild bis auf wenige Reste aus ihrem Lande verschwunden. Strauße und Großwild wird man jetzt in Namaland vergebens suchen. Weite Jagdzüge auf Monate lange Entfernung müssen jetzt in unbekannte Gegenden unternommen werden, wenn man noch Elefanten, Nashorn, Giraffe, Zebra oder Springböcke erbeuten will. Somit ist den Hottentotten ihr bisheriger Unterhalt so gut wie gänzlich abgeschnitten. Früher konnten sie sich für auf der Jagd erbeutetes Elfenbein, Straußensfedern u. dgl. von den weißen Handelsleuten Branntwein, Kaffee, Thee und allerlei buntes Glitzerzeug und Schmucksachen kaufen, jetzt müssen sie Kuh, Ziege und Schaf dafür hingeben, und sind bereits an der Grenze völliger Entblößung. Denn mit Vieh umzugehen verstehen die Hottentotten nun einmal nicht. Unter ihren Händen mehrt sich das Vieh nicht, sondern geht zu Grunde. Während man von ihren Nachbarn, den schwarzen Damra, sagen kann: daß, wenn sie auch nur eine einzige Kuh behalten hätten, sie bald wieder im Besitze großer Heerden sein würden, heißt es umgekehrt von den Hottentotten, daß, wenn sie auch Tausende von Kindern erbeutet hätten, sie in kurzer Zeit wieder eben so arm sein würden wie zuvor. Die Erfahrungen des letzten Krieges haben das bestätigt. Indeß muß man zur Entschuldigung des rothen Geschlechtes sagen, daß die Natur ihres Landes, des Nama-landes, so wenig eine ordentliche Viehzucht wie regelrechten Ackerbau zuläßt.

Im ganzen Lande giebt es wenig permanente Quellen. Wenn man alle, die vorhanden sind, zusammenbringen könnte, würden sie noch nicht ausreichen, um ein mäßiges Bauerngut zu bewässern. Denn auf Regen ist nicht zu rechnen. Nur im Glücksfalle brechen bisweilen in den Monaten December bis Mai starke Gewitterregen über einige Landstriche herein. Da sprießt dann in wenigen Wochen eine herrliche Vegetation auf. Aber während der übrigen Monate fällt nirgends ein Tropfen vom Himmel. Das ganze Land ist dürr und fahl, glühend von einer fürchterlichen Bodenhitze, die unter dem alle Zeit klaren

Himmel auch die Nächte unerträglich macht. Daß diese Verhältnisse sich bessern sollten, daran ist nicht zu denken. Vielmehr nimmt die geringe Regenmenge immer noch mehr ab, und der ganz regenlose, jeder Vegetation ermangelnde breite Küstenstrich wird immer breiter, die wenigen Quellen trocknen mehr und mehr aus, die sparsamen größeren Bäume im Lande, meist Akazien, sterben ab und haben keinen Nachwuchs. — Also wovon sollen die Eingeborenen leben? Es ist für einen Europäer unglaublich, mit wie wenig und mit was für Nahrung sie ihr Leben in diesen Ländern fristen müssen. Im Gehen, am Wege, wissen sie immer noch etwas Eßbares zu finden, ein Würzelchen, ein dürres Ränklein oder Knöllchen, eine kaum für einen Vogel genießbare trockene Beere, dann und wann eine Maus, Ratte oder Vogel. Das gilt als eine Tageskost. Der Europäer, wenn er auch so scharfe Augen hätte, um dergleichen kleine Dinge zu finden, würde doch bei solcher Kost verhungern. Leute, die noch Vieh besitzen, leben von der Milch, so lange sie vorhanden ist. Wenn aber die trockene heiße Zeit kommt und die Milch spärlich wird, dann wird sie mit Wasser verdünnt und der Hungerriemen um den Bauch wird täglich fester geschnürt. Wird aber ein Stück Vieh geschlachtet oder fällt es vor Hunger, dann dauert es kaum ein paar Tage, so ist Alles mit Stumpf und Stiel aufgezehrt.

Wie wir sehen, ist im Namaland keine Aussicht für die Eingeborenen, noch jemals wieder emporzukommen. Auch nicht, wenn Europäer ins Land kommen. Denn auch diese können ihnen keinerlei Erwerbszweige zuweisen, weil sie selbst keinen finden. Man hat zwar von ergiebigen Erzlagern geredet, aber auch diese finden sich im Groß-Namalande nicht.

Das Land ist eigentlich nur die nach dem Meere hin abfallende Fortsetzung der Kalihari-Wüste, bestehend aus Sand, Dünen und abgespültem Gerölle. Mit Ausnahme des vulkanartig gebildeten Grootbrockaros-Berges sieht man nichts als niedrige und kahle Tafelberge aus krystallinischem Sandsteine mit Quarzit und Gneis durchbrochen. Das sind keine Aussichten für Schatzgräber.

Ist es nun wohl zu verwundern, daß die Leute aus einem so armseligen Lande, wo sie mit ihren Angehörigen beständig am Hungertuche nagen müssen, sich hinwegsehnen nach einem reicheren Lande, wo es reichliche Nahrung, Milch und Fleisch giebt? Die echten Namahottentotten, das sogenannte rothe Volk, hätten es freilich nicht fertig gebracht; aber als die Drlamhottentotten, die bei den Europäern des Kaplandes Manches gelernt hatten und Pferde und Feuerwaffen mitbrachten, vor etwa einem halben Jahrhundert von den Grenzen der Kapkolonie hervorbrachen, die bereits ansässigen Hottentottenstämme zur Seite warfen, und durch sie hindurch bis nach der Nordgrenze des Landes zogen, gelang es dem klugen und unternehmenden Führer dieser Drlam, dem Jonker Africaner, das ganze Damraland mit seinem reichen Viehbesitze unter seine Herrschaft zu bringen. Etwa zwei Jahrzehnte residirte er auf Windhoek und war der unbestrittene Herrscher von Namaland und Damraland. Aber mit seinem Tode zerfiel sein Reich; die Hottentottenstämme wurden wieder auf das eigentliche Namaland beschränkt, und nur zwei kleinere Stämme finden sich jetzt noch im Norden, nämlich die Topenaar und die Zwartbooi.

Die Topenaar scheinen seit uralten Zeiten Bewohner des Flußgebietes Kuifib gewesen zu sein. Bei Flußgebiet ist hier natürlich nur an die trockenen Gräben oder Flußbetten zu denken, die sich bei starken Regengüssen im Osten bisweilen auf kurze Zeit mit Wasser füllen. Hier scheinen die Vorfahren der jetzigen Topenaar einst eine mächtige Bevölkerung gebildet zu haben, die bis ans Meer reichte



(an der Walfischbai) und die von Norden hervordrängenden schwarzen Stämme zu ihren Knechten machte. Später aber ist ihre Herrschaft in Verfall gerathen. Sie wurden dem vordringenden Sonker Africaner unterthan und ihre schwarzen Knechte wußten die Freiheit wieder zu gewinnen. Als im Jahre 1878 die Engländer sich der Walfischbai bemächtigten, wurden natürlich die Topenaar englische Unterthanen. Im Ganzen darf man wohl sagen, die englische Herrschaft war ihnen zum Segen. Sie wurden an Stetigkeit, Fleiß und Ordnung gewöhnt und etwas aus ihrer bettelhaften Armuth emporgehoben. Auch für ihre geistlichen Bedürfnisse wurde durch die Rheinischen Missionare gesorgt. Aber die Grenzen des englischen Walfischbai-Gebietes erstreckten sich nicht weit. Viele Topenaar blieben noch außerhalb. Die verbanden sich zum Theil mit den Zwartbooi'schen Orlamhottentotten und zogen mit ihnen nach dem Kaoko. Wir werden gleich weiter sehen, wer die Zwartbooi sind und fragen zuerst, was für eine Bewandniß es hat mit dem Kaoko. Es ist das ein nordwärts von der Walfischbai bis fast an den Cunene sich hinziehendes Bergland, welches nur durch einen schmalen regenlosen Küstenstrich vom Meere getrennt ist. Flüsse und Bäche finden sich auch dort nicht, hingegen finden sich etwas mehr und stärkere Quellen. Wenn auch nicht für Bodenkultur, eignet sich das Land doch wohl für Viehzucht. Nach dem Cunene zu scheint etwas mehr Regen zu fallen; dort bleibt an manchen Stellen das Gras beständig grün. Aber wo in diesen Gegenden die Trockenheit aufhört und die Feuchtigkeith beginnt, da beginnen auch die Fieber. Früher wohnten schwarze Stämme im Kaoko. Als seit 1840 Sonker Africaner seine Herrschaft über diese entlegenen Gebiete ausdehnte, rottete er die schwarzen Bewohner fast vollständig

aus. Der Rest floh nordwärts über den Cunene. So ist der Kaoko fast menschenleer geworden und die Topenaar mit den Zwartboois konnten sich in dem ausgemordeten Lande niederlassen.

Die Zwartbooi sind Orlamhottentotten, die unter ihrem Häuptlinge Zwartbooi zugleich mit den Leuten des Sonker Africaner von dem Süden des Namalandes nach dem Norden zogen und sich auf der Missionsstation Rehoboth (Anis) niederließen. Sie waren von jeher Rivalen und Feinde des Sonker und hielten es beim Kampfe der schwarzen Bevölkerung gegen die Sonker'schen Unterthanen mit den Schwarzen, mußten deshalb ihren Wohnplatz Rehoboth in Namaland verlassen und ins Damraland an die Südgrenze des Kaokolandes ziehen. Dort ließen sie sich in Ameib am Erongogebirge nieder, fühlten sich aber in der Nachbarschaft der Schwarzen bald beengt und zogen weiter nordwärts in den Kaoko hinein. Dort trafen sie mit den Topenaar zusammen, machten mit ihnen Jagdausflüge und Beutezüge, und benutzten beim Wiederausbruche des Krieges zwischen den rothen und schwarzen Stämmen im Jahre 1880 die Gelegenheit, denn auch ihrerseits über die schwarzen Nachbarn herzufallen und sie ihrer Heerden zu berauben. Ihr Häuptling ist jetzt Petrus Zwartbooi, Häuptling der Topenaar Piet Heibib. Von diesen Häuptlingen haben neuerdings die Agenten der Firma Lüderitz das ganze Kaokoland und die Küste bis Kap Frio für 150 Pf. St. gekauft. Welches Recht sie dazu hatten, ist nach dem Gesagten leicht zu ermessen. Würde die deutsche Regierung solche Landkäufe wie diesen anerkennen, so würde sie damit auch die Art und Weise sanktioniren, wie die Topenaar in Zesfontein und die Zwartboois sich durch Raub und Mord in den Besitz des Landes gesetzt haben.

## ten Kate's Reisen und Untersuchungen in Nordamerika<sup>1)</sup>.

Raum wird man unter allen Lesern des „Globus“ einen einzigen finden, für den nicht die eingeborenen Bewohner Nordamerikas einmal von einem eigenthümlichen Nimbus umgeben gewesen sind; Nothhärte, Stalps und Walbläufer haben in der Phantasie der meisten von uns eine gewisse Rolle gespielt und ungern nur haben viele sich alte Erinnerungen durch die Resultate wissenschaftlicher Forschung trüben lassen. Und doch, indem wir diese Worte niederschreiben, fällt es uns wieder auf, wie unbedeutend, wie ungenügend erscheint uns doch gerade in Bezug auf die Eingeborenen Nordamerikas alle Menschenarbeit! Man sollte meinen, daß es für den, welcher die Gelegenheit dazu hat, leicht sein müsse, genaue, positive Nachrichten über ein fremdes Volk zu sammeln, aber gerade das Beispiel der Indianer Nordamerikas lehrt uns, daß dies seine eigenthümlichen Schwierigkeiten hat. Bald zum Himmel erhoben, bald unter das Thier hinuntergedrückt, treten dieselben in den neueren Beschreibungen auf und darum wagen wir es, einem der neuesten unter den wissenschaftlichen Reisenden das Wort zu ertheilen, dessen Ansicht wir zwar nicht als durchaus entscheidend hinstellen wollen, der wir

aber eine hohe Bedeutung beimessen müssen. Dr. H. ten Kate hat sich für seine Thätigkeit ein ganz bestimmtes Feld ausgewählt, für welches er sich speciell vorbereitet hat, das der Anthropologie. Die Reise nach Nordamerika sollte gewissermaßen als Vorbereitung für spätere Untersuchungen gelten, die er theils schon unternommen (in Surinam), theils geplant hat (in Holländisch-Ostindien). Demnach ist auch das vorliegende Buch in gewissem Sinne eine Probearbeit und hat dadurch einen eigenthümlichen Charakter bekommen; während der Verfasser die Details für Fachzeitschriften bestimmt, beabsichtigt er in dem vorliegenden Werke eine Gesamtübersicht über die erhaltenen Resultate zu geben, die er in Verbindung mit der Beschreibung seiner Reisen dem Leser vorführt, ohne sich dabei viele Abschweifungen auf andere Gebiete zu erlauben.

Sein Besuch bei etwa 20 Stämmen in den Vereinigten Staaten und in Mexiko zeigte ihm, daß alle Indianer sich in einem gewissen Uebergangsstadium befinden und den ursprünglichen Charakter mehr und mehr verlieren. Die folgende Gruppierung, die er annimmt, ist ausschließlich auf die Uebereinstimmung der Lebensweise basirt: 1) Deltische Indianer, die ganz oder zum größten Theil kultivirt sind; 2) Präriestämme, worunter er diejenigen versteht, welche an eine herumziehende Lebensweise gewöhnt waren (Jagd auf Hochwild in den ausgedehnten Grasflächen), die sie zum Theil aufgegeben haben, um sich dem Ackerbaue und der

<sup>1)</sup> Reizen en onderzoekingen in Noord Amerika van Dr. H. F. C. ten Kate jr. (Met eene Kaart en twee uitslaande platen.) Leiden, G. J. Brill, 1885.

Viehzucht zu widmen. Es sind dies die Stämme, welche jetzt im südwestlichen Indianergebiete zusammengebracht sind; 3) die Papagos, Pimas und Yaquis in Arizona und West-Sonora; 4) die Stämme des Colorado-Thales und 5) die sogenannten Pueblo-Indianer in West-Mexiko und Arizona; die Zunis und Moquis in den einsamen Wüsten des nordwestlichen Arizona gehören zu den ursprünglichsten Indianerstämmen Nordamerikas.

Wir können dem Reisenden natürlich nicht auf seiner ganzen Reise folgen (er kam im November 1882 nach Amerika), sondern greifen nur verschiedene Stellen seiner Beschreibung heraus. Zu Weihnachten besuchte er die Indianerkolonie zu Isleta del Páso, deren Bewohner D. Löw zu den Tano rechnet; sie selbst nennen sich Tiwa. Diese Indianer, welche sich alle zur katholischen Religion bekennen, vermischten bei der Feier des Neujahrsestes den Glauben der Väter und die neue Religion in eigenthümlicher Weise. Schon einige Tage vorher Mittags um 1 Uhr fing der Tanz unter großem Lärme an. Trommeln, Kaffeln und Geschrei vereinigten sich zu einem ohrzerreißenden Getöse.

Etwa die Hälfte derselben scheinen von rein indianischem Blute zu sein; dieser Typus wird vorherrschend unter den bejahrten Leuten angetroffen; hohe schlanke Figur, scharfe Züge und eine gebogene Nase sind die Kennzeichen. Der andere Typus zeigt eine kleine gedrungene Gestalt, hat eine kleine gerade, manchmal etwas aufgestülpte Nase, deren Wurzel sehr tief liegt. Prognathismus des Unterkiefers wird häufig bemerkt. Bei beiden Typen findet man kleine braune Augen in verschiedenen Mäncen.

Der Ausdruck „Rothhaut“ ist ganz unrichtig, die Indianer Nordamerikas sind ebenso wenig roth wie die Hindus, Malayen, Javanen oder Polynesier, sondern man kann alle Färbungen der genannten Rassen bei ihnen vertreten finden, ja viele Personen, unter anderem bei den Moqui- und Zuni-Indianern, namentlich Frauen, sind heller als Süd-Europäer. ten Käte zufolge hat der Name Rothhaut sein Entstehen der Gewohnheit, das Gesicht mit rother Farbe zu bestreichen, zu verdanken.

Ihre Eigenthümlichkeiten haben diese Indianer größtentheils aufgegeben, nur tragen die Männer das Haar hinten in einem fest zusammengedrehten Zopfe. Von der genannten Niederlassung führte der Weg über die Sierra Madre; zu Deming, einem erst seit ein paar Jahren bestehenden, beinahe ausschließlich von Männern bewohnten Orte, brachte der Reisende einen einsamen Sylvesterabend zu und setzte am Neujahrstage 1883 seine Reise nach Tucson fort. Von da aus wurden die Papago-Indianer von San Xavier aufgesucht. Französische Missionare haben seit 1859 das Erbe der alten spanischen Mission, welche dort am Ende des 17. Jahrhunderts von den Jesuiten gestiftet wurde, angetreten. Die Indianer sind wenig von der mexikanischen Landbevölkerung zu unterscheiden; dagegen stehen sie sehr günstig von ihren wilden, in der Umgegend wohnenden Stammverwandten ab. In den Reservationen selbst trifft man gewöhnlich nur einige hundert Papagos an; etwa  $\frac{19}{20}$  der Angehörigen des Stammes haben sich in der Umgegend niedergelassen. Die amerikanische Regierung bekümmert sich wenig um das Schicksal der Leute und sie empfangen weder Lebensmittel noch Geschenke. Ihren Unterhalt erwerben sie durch eigenen Ackerbau und durch das Verkaufen des Ueberflusses, sowie des Holzes aus den Reservationen an die Europäer. Das Dorf in der Nähe von San Xavier besteht aus etwa 90 Wohnungen, wovon etwa die Hälfte in der alten Form, nämlich der eines stumpfen Bienenkorbes, gebaut war; mit beinahe rundem Grundriss, einem

kleinen bogenförmigen Eingange von etwa 1 m Höhe, der durch eine kleine, aus Zweigen geflochtene Thür abgeschlossen wird. Eine der Hütten, welche gemessen wurde, war 2,30 m hoch, 4,70 breit und 4,80 lang. Die übrigen sind aus Baumzweigen in viereckiger Form erbaut. Das Hausgeräth ist sehr einfach. Körbe und Töpfe eigener Fabrication, Steine zum Mahlen des Maises und Kornes sind das gewöhnlich vorkommende Hausgeräth, daneben trifft man hölzerne Koffer und leinene Säcke und auch leere Blechbüchsen und zerbrochene Flaschen. Einer der vornehmsten Häuptlinge besitzt sogar einen Tisch, aber bis zu einem Bette hat er sich noch nicht aufgeschwungen. Mit den angrenzenden Blutsverwandten stehen sie auf dem Kriegsfuße und bis vor Kurzem noch sind sie Feinde der Weißen gewesen. Nicht ohne Mühe glückte es, einige Papagos zu bestimmen, sich den anthropologischen Messungen zu unterwerfen. Sie sind nicht nur Freunde von Tabak, sondern auch von geistigen Getränken, die sie sich trotz der strengen Strafe, mit welcher der Verkauf derselben an Indianer bedroht ist, zu verschaffen wissen. Diese Papagos besitzen zwei Begräbnisplätze; der eine ist für diejenigen bestimmt, welche das Christenthum bekennen, der andere für die, welche dem alten Gottesdienste treu geblieben sind. Die letzteren finden ihre letzte Ruhestätte zwischen den Gräbern ihrer Voreltern. Die Leiche wird in sitzende oder hockende Stellung gebracht und mit einem Steinwalle umgeben, der etwas höher als der Kopf aufgethürmt wird; hierauf werden starke Hölzer quer über die Höhlung gelegt und darauf mit Baumstäben eingedeckt, auf welche zum Schluß schwere Steine kommen. So sieht das Ganze einem Steinhäufen von 1 bis  $1\frac{1}{2}$  m Höhe gleich. Manchmal findet man auf den Steinen eingetragene Figuren, häufig zwischen den Gräbern Opfergaben für die Todten.

Wir wollen den Reisenden auf seinem Zuge durch die Halbinsel Kalifornien und durch Sonora nicht weiter begleiten und nur die Beschreibung der Pascóla, eines Tanzes der Yaquis, folgen lassen. Sie wird von einem einzelnen Manne, der ganz nackt ist und nur die Hüften mit einem Tuche umwickelt hat, zu den Tönen einer Violine und einer Flöte getanzt. Das Gesicht ist mit einer hölzernen Maske bedeckt, auf welcher weiße Figuren, darunter ein Kreuz auf schwarzem Grunde, angebracht sind. In der rechten Hand hat der Tänzer ein Sonagó, eine Art länglichen Tamburins, mit welchem er sich von Zeit zu Zeit auf die linke Hand schlägt; um die Knöchel trägt er die Teneboi, die bei der Bewegung der Füße ein leises Geräusch, nicht unähnlich dem der Klapperschlange, ertönen läßt. Sie besteht aus einer Schnur von dicht an einander gereihten Hülfsen einer Saturnia-Art, in deren jede man ein kleines Steinchen gelegt hat. Der Tanz besteht hauptsächlich in starken Drehungen und Bewegungen des Körpers, ohne daß der Tänzer die Stelle verläßt; die Melodie des Gesanges scheint spanischen Ursprungs.

Bei den Yaquis, welche sich schon seit sehr langer Zeit in Kalifornien befinden, kann man zwei Typen unterscheiden, deren eine — hohe Gestalt, scharfe Züge, vorspringende Nase — an manche Indianer der Prärie erinnert; die andere zeigt kleinere, gedrungene Gestalt, breitere, gröbere Züge und oft eine gerade, einigermassen platte Nase. Alle Yaquis sprechen Spanisch, was nicht auffallen kann, da sie seit langer Zeit unter dem Einflusse der spanischen Priester stehen und alle zum Katholicismus bekehrt sind; daher haben sie auch alle christliche Taufnamen neben einem Familiennamen, der häufig von einem Thiere oder einer Pflanze hergenommen ist.

Interessante Mittheilungen verdanken wir dem Aufenthalte in der Mohave- und Chemehueve-Agency

(Postbureau Parker) in Colorado, welche wie ein verlorenener Posten der Civilisation in einer unendlichen Wüste liegt. Ein niedriges Gebäude von Adobe mit flachem Dache und Verandas ist auf allen Seiten von Nebengebäuden umringt und die Einförmigkeit der Gegend wird nur durch einige Baumwollenbäume unterbrochen. Nach dem Berichte von 1882 waren 1026 Indianer, größtentheils Mohaves, auf der Station anwesend. Die Hualapais, die vor einigen Jahren zur Niederlassung dort gezwungen wurden, haben nach Abzug der Truppen sofort ihre geliebten Berge wieder aufgesucht. Beide Stämme unterscheiden sich in ihrer Erscheinung, ihrem Charakter und ihrer Sprache von einander. 14 Chemehueve-Männer ließen sich, nachdem ihnen vorgeredet worden, daß die Regierung ihnen Hülfe zu geben beabsichtige, messen; sie waren alle stark brachycephal. Viele von ihnen haben einen dünnen Schnurrbart, der nur in den Mundwinkeln stehen bleibt; die meisten haben das Haar abgeschnitten und tragen Hütten; von ihren Eigenthümlichkeiten haben sie in der Kleidung beinahe nichts mehr bewahrt. Schönes, beinahe wasserdichtes Flechtwerk und Töpferwaare, welche der der Yumas gleicht, gehören zu den Erzeugnissen ihrer Industrie.

Sie sind stark von der Kultur belect, die meisten sprechen etwas Spanisch und Englisch; zu den Dingen, die sie gewöhnlich zuerst von der europäischen Kultur annehmen, gehören auch die Spielkarten; als ten Kate ihren Häuptling aufsuchte, fand er denselben in Gesellschaft einiger Freunde mit roth bemaltem Gesichte, aber einem schwarzen Hute auf dem Kopfe beim Kartenspiele im „Schwitzhaus“ (siehe unten).

Der Häuptling der Mohaves, ein Prachtexemplar eines Indianers, war 1,86 m hoch und wog 220 Pfund; auch die anderen Mitglieder seines Stammes, namentlich die jüngeren Frauen, zeichneten sich durch gute Körperbildung aus. Beide Stämme leben in Polygamie; bis zur Heirath genießen die jungen Mädchen vollkommene Freiheit. Halbblütige werden unter den Mohaves nicht angetroffen, da dieselben solchen Verbindungen entstammende Kinder sofort tödten; anders bei den Chemehueves, wo man viele Mestizen findet, während auch viele Frauen ihren Stamm verlassen, um in einem europäischen Lager zu leben. Bei den Mohaves werden die Kinder sehr lange gefängt, wohl um die Zahl der Geburten zu vermindern. Von den vielen Mittheilungen, die ten Kate über diese Stämme macht, können wir nur Einzelnes hier anführen. Die Mohaves und Yumas reinigen sich ihr Kopfhaar durch Schlamm aus dem Flusse; das Haar wird losgemacht und ganz mit einer grauen, nassen Schlammmasse bedeckt, dann so hoch wie nur möglich aufgebunden und so einige Tage getragen, bis es ganz trocken ist. Darauf wird das Haar losgemacht, sorgfältig ausgebüstet und ist jetzt glänzend, schwärzer als je, und befreit von allen unwillkommenen Gästen; während der Reinigung sieht es aus, als ob es gepudert wäre.

Die in der Agency eröffnete Schule wird jetzt ziemlich häufig besucht, obwohl die Indianer im Anfange wenig geneigt waren, ihre Kinder dorthin zu schicken; manche derselben, Knaben in höherem Maße als Mädchen, zeigen gute Anlagen; einzelne Kinder sind auch musikalisch, und ein Mädchen zeigte Befähigung für bildende Künste.

Ihr Hausgeräth ist sehr einfach: einige Steine zum Zerreiben von Mais oder Weizen, ein hölzerner Mörser zum Quetschen der Mezquite-Bohnen, einige bemalte Töpfe und verschiedene Körbe ist alles, was man bei ihnen findet. Aus den Blättern einer Weidenart bereiten sie ein süßes Getränk. Eine Delikatesse, die sie aber nur selten bekommen, ist Maulseisfleisch für sie. Wiewohl sie keine eigentlichen Jäger sind, ist doch kein Thier vor ihren Nach-

stellungen sicher, sie jagen Kaninchen, Ratten und Springmäuse und essen dieselben verimuthlich auch; wegen Futtermangel halten sie verhältnißmäßig wenig Pferde und einzelne Kühe, daneben auch Hühner.

Ebenso wie die Yumas verbrennen die Mohaves ihre Leichen. Nach der Beschreibung des Arztes der Agency, Dr. C. C. Webb, wird über die Feierlichkeit Folgendes berichtet: Nachdem er mit einiger Mühe die Erlaubniß erhalten hatte, derselben beizuwohnen, bemerkte er die von etwa 300 Indianern umringte Leiche, welche, ganz in Decken gehüllt, so daß man weder Kopf noch Gliedmaßen unterscheiden konnte, vor einer Hütte lag. Die Anwesenden traten etwa zum dritten Theile als Leidtragende im engeren Sinne auf, d. h. sie lagen platt ausgestreckt auf der Erde oder knieten und bewegten den Körper hin und her, oder erhoben in stehender Haltung die Arme über den Kopf, während sie anhaltend die Hände zusammenschlugen. Ein Mann hielt unter wilden Geberden eine Anrede an die versammelte Menge, die anderen umgaben die Scene in zwei Reihen geordnet; nach etwa einer Stunde nahmen sechs Mohaves die Leiche auf und trugen sie langsam nach dem Scheiterhaufen; die Leidtragenden folgten unter lauten Trauerklagen, die von heftigen Geberden begleitet waren. Am Scheiterhaufen wurde die Leiche dreimal emporgehoben und dann in eine Vertiefung flach auf den Rücken gelegt und mit Aesten bedeckt. Alle Anwesenden bildeten nun einen doppelten Kreis um den Holzstoß und bewegten sich dreimal um denselben; dann wurde er angezündet und, als das Feuer gut brannte, alles Eigenthum des Verstorbenen in die Flamme geworfen. Sein Reitpferd wurde dreimal um den brennenden Holzstoß geführt und darauf ihm die Halsadern geöffnet; man ließ es in der Nähe des Scheiterhaufens verbluten, um es dann gleichfalls auf denselben zu verbrennen. Während der ganzen Vorgänge wurden die Trauerklagen und die Bewegungen des Körpers fortgesetzt.

Die Needles, eine bekannte Berggruppe am linken Ufer des Colorado, werden von den Mohaves als der Aufenthaltort der Geister betrachtet; sie genießen da ewige Jugend und erfreuen sich an saftreichen Wassermelonen. Ob auch die Asche der Verstorbenen dorthin gebracht wird, ist ungewiß, sicher aber ist es, daß die Lebenden sich von Zeit zu Zeit dorthin begeben, um Gaben für die Verstorbenen niederzulegen. Es war unmöglich, mehr über ihren Gottesdienst und ihre religiösen Vorstellungen zu erfahren, da sie durchaus nicht dazu zu bringen waren, derartige Fragen zu beantworten. Der Glaube an das „böse Auge“ ist bei ihnen allgemein, viele Unschuldige sind demselben schon als Opfer gefallen.

Zur Heilung von Krankheiten bedienen sie sich hauptsächlich der Schwitzkuren und der Massage; die ersteren werden in einer besonderen Schwitzhütte vorgenommen, einem großen, halb unterirdischen Raume, der aus Aesten und Sand gebildet wird. In diesem Raume werden große Haufen Steine glühend gemacht und mit Wasser übergossen, so daß heißer Dampf den ganzen Raum erfüllt und bei dem Patienten sich ein ausgiebiger Schweiß einstellt; übrigens dient die „Schwitzhütte“ nicht selten auch den Rathssitzungen des Stammes.

Beiläufig sei bemerkt, daß Fort Mohave, welches zu Dampfsschiff erreicht wurde, wohl einer der heißesten Orte auf der Erde ist; die Durchschnittstemperatur des wärmsten Monats beträgt 34,2° C.; 50° C. wurden mehrfach beobachtet und in der Nacht sinkt die Temperatur nur selten unter 32° C.

Aus dem Folgenden entnehmen wir einige Beiträge zur

Beurtheilung des Verhältnisses der Weißen zu den Indianern. Nachmittags gegen 3 Uhr kamen wir nach San Carlos, heißt es. Das finstere, mürrische Gesicht des Regierungsagenten, Richter W., wurde noch mürrischer, als er den Empfehlungsbrief der Regierung empfing . . . . . Dieser Richter war der Typus des Indianeragenten im ungünstigsten Sinne: hartherzig, grob, hündisch gegen seine Untergebenen und gierig über alle Maßen. Er haßte und verachtete die Indianer mit allem Feuer seiner Dankeseele und befand sich in dieser Hinsicht in schönster Uebereinstimmung mit dem Colonel, der auch ein großer Gegner der Negeremancipation war. Der Richter war gleichzeitig Theilhaber an dem Trader's store, wo sein Schwiegersohn der Trader war. Was dies in einer Agency bedeutet, wo gleichzeitig Vorrathsmagazine von Waaren sich befinden, die für Rechnung der Regierung wöchentlich an die Indianer ausgetheilt werden, dürfte Jedem deutlich sein, der Professor Marsh's „A statement of Affairs at Red Cloud-Agency, made to the President of the U. S.“ gelesen hat.

In den San Carlos-Reservationen leben etwa 4000 Indianer, zu dreiviertel Apachen, Angehörige des Stammes, welcher den Weißen wohl am meisten bekannt ist, die sich stets durch ihre unzählbare Art, durch Kampf und Raub bemerkbar gemacht haben. Vom eisigen Norden bis in die heiße Wüste von Mexiko haben sich diese paar Wilden immer kämpfend, immer wandernd, ausharrend im Glücke wie im Unglücke, einen Weg gebahnt und ihr Name wird fortleben, auch wenn der letzte derselben zu den glücklichen Jagdgebieten seiner Voreltern eingegangen ist.

Die Zeit der Romantik ist vorbei, die vormalige Wildniß des Westens ist auf ein Gebiet beschränkt, welches so klein ist, daß es den umherschweifenden Stämmen nicht einmal mehr genug Wild zur Nahrung liefern konnte, und diese buchstäblich gezwungen sind, das ihnen von der Regierung gebotene Gnadenbrot zu essen. Der stolze Sinn wurde nach und nach gebrochen und, wenn auch die Möglichkeit besteht, daß manche Zustände so gewesen sind, wie sie uns Cooper, Limard, Ferry u. A. beschreiben, daß die Züge manches ihrer Helden der Wirklichkeit nachgebildet sind, man erwarte jetzt nichts mehr zu finden, was einen Hauch von Poesie trüge. ten Kate geht mit den Romanciers streng ins Gericht, soweit er seine eigenen Beobachtungen mit ihren Schilderungen vergleichen kann. Cooper bleibt also außer Betrachtung. Limard ist seiner Ansicht nach, sowohl was die Beschreibung der Lokalitäten als die der Sitten betrifft, am unzuverlässigsten; am günstigsten urtheilt er über Wayne Reid.

Da nun, wie wir gesehen haben, unser Reisender gerade keine übertriebene Vorliebe für die „ritterlichen“ Indianer zeigt und die Zustände überhaupt nüchtern genug auffaßt, so fällt das, was er über die Behandlung, die sie von Seiten der Amerikaner erfahren, mittheilt, um so schwerer ins Gewicht. Eine einzige Probe möge hier etwas verifizirt mitgetheilt werden<sup>1)</sup>. Im Februar 1871 kam ein junger Apache-Häuptling mit einem Gefolge von 25 Indianern nach Camp Grant und gab seinen Entschluß zu erkennen, sich dort friedlich niederzulassen; der kommandirende Officier, Lieutenant Whitman, rieth dem Häuptlinge, sich nach den White Mountains zu begeben; dieser Vorschlag wurde jedoch zurückgewiesen; die Indianer wünschten im Lande ihrer Väter zu leben und zu sterben. Der Officier gab nun seine Zustimmung und bald befand sich in der Nähe von Camp Grant eine Indianerniederlassung, in welcher etwa

500 Apachen lebten. Der Lieutenant hatte sich an seine Vorgesetzten mit der Frage gewendet, was er mit den armen, nackten und hungerigen Indianern anfangen solle; nachdem er länger als sechs Wochen gewartet hatte, empfing er als einzige Antwort die Mittheilung, seine Frage sei nicht in der richtigen Form eingeschickt worden. Er hatte inzwischen den Indianern, soweit er es vermochte, geholfen und diese hatten sich durch kleine Dienstleistungen der Garnison nützlich zu machen gesucht. Am 30. April wurden sie durch eine Truppe Amerikaner und Mexikaner aus Tucson überfallen und, ehe Whitman dies verhindern konnte, größtentheils niedergemetzelt oder in die Gefangenschaft weggeführt. Vergebens klagten die wenigen übrig gebliebenen Indianer, vergebens trat der amerikanische Officier für sie ein; er mußte bald nachher seinen Posten verlassen, er hatte wohl den Indianern zuviel Sympathie gezeigt. Ein Jahr später kam General Howard an den Ort der Katastrophe, die Indianer zeigten ihm die Gräber der Ermordeten, die Ueberreste ihres Lagers. Sie erzählten von ihrer Anhänglichkeit an Whitman, der ihnen so viel Gutes bewiesen, und baten um die Zurückberufung desselben; es war umsonst, der Lieutenant hatte seinen Abscheu vor dem Gemetzel zu deutlich gezeigt, „obwohl dasselbe durch hochgestellte und einflußreiche Personen im Territorium gebilligt worden war“.

Vorgänge, wie der eben beschriebene zu Camp Grant, sagt Herr Manypenny, stehen durchaus nicht vereinzelt da. Expeditionen ähnlicher Art sind oft unternommen und mit ebenso unbarbarischem und barbarischem Ergebnisse zu Ende geführt worden und Leute, welche in ihrem Wohnorte den Ton angaben, haben daran theilgenommen. Selbst die Gouverneure von Territorien haben Corps gebildet, um die Eingeborenen zu verfolgen und zu tödten, wo man sie fand, um ihre Dörfer zu vernichten, ihr Hab und Gut zur Kriegsbeute zu machen und für jeden indianischen Skalp eine Belohnung zu empfangen.

Haben wir in dem Bisherigen versucht, einige Proben von dem zu geben, was ten Kate in verschiedener Richtung seinen Lesern bietet, so liegt es uns noch ob, die wissenschaftlichen Resultate, die er erlangt hat, hier kurz zusammenzustellen. Er spricht sich mit einer gewissen Zurückhaltung und in vollkommener Erkenntniß der schon von Waitz hervorgehobenen Schwierigkeiten, bestimmte Rassen-eigenheiten der eingeborenen Amerikaner anzugeben, dahin aus, daß man unter der indianischen Bevölkerung des südwestlichen Theiles der Union und des nordwestlichen Theiles von Mexiko wenigstens fünf, anthropologisch scharf getrennte Haupttypen unterscheiden kann, welche alle zu der gelben oder mongoloiden<sup>1)</sup> Rasse gehören. Die Frage über die Abstammung der Indianer wünscht er offen zu lassen, weil er glaubt, daß noch nicht Material genug vorliegt, um das Schlußwort zu sprechen. Sehr viel läßt sich für die Theorie sagen, daß Amerika von Asien, Oceanien oder von Europa aus bevölkert ist, aber ebenso sprechen verschiedene Thatsachen dafür, daß wir es mit einer Bevölkerung von Autochthonen zu thun haben.

Weiter bemerkt ten Kate, daß die von ihm aufgestellten fünf Grundtypen und die durch Vermischung entstandenen Zwischenformen in sehr ungleichem Verhältnisse auf die verschiedenen Stämme vertheilt sind; nirgendwo jedoch trifft man einen Stamm an, der ein und denselben

<sup>1)</sup> Vergl. George W. Manypenny: Our Indian wards. Cincinnati, 1880.

<sup>1)</sup> ten Kate versteht hierunter die ursprünglichen Bewohner Amerikas, die Bevölkerung von Südost- und Ostasien, die Nordasien und ihre Verwandten in Nord- und Osteuropa, die Malaien und die Polynesier.

Typus zeigte. Unter denselben ist der „klassische Typus der Rothhaut“ mit vorspringender, stark gebogener Nase und eckigem Gesichte am weitesten verbreitet, scheint jedoch häufiger bei den Stämmen im Osten des Felsengebirges als bei denen, welche westlich von demselben wohnen, vorzukommen. Unter den Frauen der verschiedenen Stämme herrscht im Allgemeinen mehr typische Einheit, als unter den Männern; in einzelnen Stämmen findet sich zwischen Männern und Frauen größere Ähnlichkeit als bei anderen; im Allgemeinen tragen Frauen und Kinder der verschiedenen Stämme mehr mongolische Züge als die Männer. Diese anthropologischen Kennzeichen stehen mit dem Unterschiede der Sprache in keinem Zusammenhange. Wie es scheint, hat einmal im Süden der Halbinsel Kalifornien eine Rasse gelebt, die an die Rasse von Lagoa Santa, andererseits an die Melanesier erinnert<sup>1)</sup>. Die Pueblo-Indianer sind nicht als Nachkommen der Azteken zu betrachten; sie bilden vom anthropologischen Standpunkte aus zum Theil eine der vortoltekischen Rassen, deren Typus wir bei den alten Moundbuilders, den Cliffdwellers und ähnlichen wiederfinden. Der Farbensinn der Indianer ist

<sup>1)</sup> Bull. Soc. d'Anthrop. de Paris 1885.

gut entwickelt, wiewohl ihnen gewöhnlich die Namen für manche Farben fehlen; abweichend von der durch andere Reisende ausgesprochenen Ansicht behauptet ten Kate, daß wenigstens einige der amerikanischen Sprachen ein Wort für den Kollektivbegriff „Farbe“ besitzen.

Hinsichtlich des Verschwindens der Rasseeigentümlichkeiten sowie der Ursachen des Aussterbens der Indianer (nämlich durch Absorption) schließt er sich den wohl jetzt allgemein herrschenden Ansichten an. Im Ganzen scheint ihm die Ausnahmestellung der Indianer in den Vereinigten Staaten ungünstiger als ihr Zustand in Kanada zu sein, doch glaubt er, daß das System, welches in der Union befolgt wird, gute Früchte tragen könnte, wenn die notwendigen Verbesserungen vorgenommen würden, wozu vor Allem größere Vorsicht bei der Wahl der Indianeragenten gehört.

Ueber das Aussterben der Indianer sprechend, schließt ten Kate sein Buch mit den Worten, welche ihm ein weiblicher Sachem bei den Trokesen über dies Thema gesagt hat: „O werther Bruder, vergieb mir, daß ich mich über einen Gegenstand verbreite, der mich immer traurig stimmt; es macht mich traurig zu wissen, daß mein Volk verschwindet, wie der Sommer in den stürmischen Winter übergeht!“

## Kürzere Mittheilungen.

### Ein Zusammentreffen mit Botocuden.

Hr. Dr. Ehrenreich trug am 6. Februar 1886 der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin über „Land und Leute am Rio Doce“ vor und schilderte dabei ein Zusammentreffen mit den Botocuden, die noch heute die unbestrittenen Herren eines großen Theiles des Rio Doce-Gebietes (zwischen 19° und 20° südl. Br.) sind, wie folgt (Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, Bd. 13, S. 105 ff.):

„Am 17. April vorigen Jahres befanden sich unsere Canoes an der Mündung des Rio das Pancas, als wir ein mit mächtigen Jacarandabäumen rechts und links beschwertes Boot gewahrten, in dem sich zwei völlig nackte Indianer befanden. Bei unserem Anblicke suchten sie sich zu entfernen, wurden jedoch zutraulicher, als unser Dolmetscher sie ansprach, ihnen etwas Tabak reichte und ihnen mittheilte, wir seien gekommen, um ihren Stammesbrüdern an den Stromschnellen des Flusses einen Besuch abzustatten. In Begleitung des bald gleichfalls anlangenden Holzsuchers, dem das Boot gehörte, fuhren wir das anmuthige, von prachtvoller Vegetation umsäumte Flüsschen hinauf zu den Rauchos, die an dem Wasserfalle des Flusses auf einer breiten Sandbank lagen. Hier erwartete uns der Häuptling dieser Tribus, der Njep-Njep, d. h. die Leute, die „hier“ sind, Namens Junuk. Bei einem Verkehre mit den Ungres bravos ertönt in solchem Falle in der Regel zuerst der Ruf: burung jakijam nuk, „wir sind heute nicht wild“. Doch hatten wir hier nichts zu fürchten, da einige unserer zahmen Indianer mit den Wilden verschwägert waren.

Der Chef begrüßte uns nach botocudischer Sitte, indem er Jeden umarmte, ihm dreimal mit der flachen Hand auf den Rücken klopfte und ihn leicht in die Höhe hob. Nun erschienen auch seine Leute, einige Zwanzig an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder. Sie waren sämmtlich absolut nackt und zeigten nicht einmal das sonst wohl an Stelle des klassischen Reigenblattes übliche Helikonien-Blattfütteral. Die Männer waren mit Bogen und Pfeil bewaffnet, trugen den linken

Unterarm mit Bast umwickelt und primitive Messer an einer Schnur um den Hals gebunden. Einige Männer, sowie mit einer Ausnahme die Frauen, hatten den Hinterkopf geschoren, alles Haar am übrigen Körper abrasirt, selbst die Augenwimpern abgeschnitten, was den Gesichtern einen eigenthümlich fremdartigen Ausdruck gab. Die Weiber trugen ihre Kinder in Waffschlingen auf dem Rücken, wobei die Hände jedes Kindes um den Hals der Mutter zusammengebunden waren. Uebrigens waren fast alle, namentlich die Männer, schöne elegante Gestalten von guten Körperformen, ohne jene übermäßige, fast thierische Entwicklung der Muskulatur, wie sie oft der Neger besitzt. Ihre Bewegungen zeigten jene natürliche Ungezwungenheit und Anmuth, wie sie der kleidertragende Kulturmensch längst verlernt hat. Glücklicher Weise trug keiner den barbarischen, entstellenden National schmuck der großen Holzklöße in Lippe und Ohren. Dieser Gebrauch ist im Pancasgebiete im Verschwinden und nur noch bei wenigen Horden üblich, wogegen die feindlichen Wilden öftlich von der Serra dos Amores diese Sitte noch allgemein haben. Ich sah diese Entstellung nur bei alten Leuten der Albeamentos. Die Weiber zeigten an verschiedenen Stellen des Körpers spannenlange Narben von Schnittwunden, die ihnen von den Männern zur Strafe für mancherlei Vergehen gelegentlich beigebracht werden. Einen komischen Anblick gewährte es, als auf ein gegebenes Zeichen die Weiber mit ihren Kindern auf dem Rücken in unser Boot sprangen und sich um die von uns mitgebrachten Abobras (Kirbisartige Frucht) balgten und dieselben in ihren stark geflochtenen Imbirafäden fortzuschaffen. Wir theilten Lebensmittel unter die Wilden aus, und diese tanzten nun mit unseren mitgebrachten Indianern die ganze Nacht an unseren Feuern ihre von eintönigem Gesänge begleiteten Ringtänze.

Oberhalb der Kaskaden lag die Hütte der Wilden, ein einfaches schräges Dach von Palmblättern auf einem Stangenrost, vorn und an der Seite mit Palmblättern zugestellt. Vor der Hütte hing ein langer Cipo von einem Baume herab,

an dessen unterem Ende eine Embiraschlinge angebracht war, die so eine Art Schaukel darstellte, bestimmt zu gymnastischen Uebungen für die Kinder. Letztere ergriffen bei unserer Annäherung sogleich die Flucht und wurden erst mit Mühe zurückgebracht, nachdem wir ihnen versichert hatten, daß wir nicht gekommen seien, um sie ihren Eltern abzukaufen. Die Holzsucher tauschen nämlich gern gegen Kessel und Messer Kinder ein, um sie in einer Art Halbklaverei im Hause zu halten. Dieser leider sehr häufige Handel muß über kurz oder lang zu Streitigkeiten führen, die aus diesen Leuten schließlich erbitterte Feinde der Weißen machen.

Die vier Familien der Horde lagerten neben einander, durch ihre Feuer getrennt. Zum Anzünden der letzteren bedienten sie sich des altehrwürdigen, aus zwei Holzstäben bestehenden Feuerquirls, den ich von ihnen gegen ein paar Schachteln schwedischer Streichhölzer eintauschte. Auch ihre hübsch geflochtenen Bastsäcke, sowie Bogen und Pfeile handelten wir ihnen gegen Tabak, Messer und Angelhaken ab. Am dritten Tage verabschiedeten wir uns unter Darreichung einer Quantität Cachaga von unseren braunen Freunden, um nach dem Aldeament von Mutum zurückzukehren. Ein Verkehr mit den weiter westlich wohnenden Stämmen der Posheshä und Takruk Krak ist bei ihrer absolut feindlichen Haltung augenblicklich unmöglich. Noch vor drei bis vier Jahren bestand ein leidliches Verhältniß mit ihnen, als sie noch in

der Nähe des Aldeaments von Mutum von Zeit zu Zeit erschienen. Nachdem es dort zu blutiger Fehde mit den dafelbst angesiedelten zahmen Indianern gekommen war, haben sie sich nach Zerströmung des Aldeaments weiter in die Wälder zurückgezogen, wohin ihnen Niemand zu folgen wagte.

Dies Wenige möge genügen, um den außerordentlich niedrigen Kulturzustand dieser Leute zu charakterisiren. Auch ihre Tage sind, wie die so mancher Naturvölker, gezählt. Erbtönt erst der Pfiff der Lokomotive und der Artschlag fleißiger Kolonisten durch die schweigsamen Wildnisse des Rio Doce, so werden auch die Amorés dahingehen, wie jenes unbekanntes Volk, dessen Reliquien wir in Gestalt von Steininstrumenten, Topfscherben, ja ganzer Todtenurnen an verschiedenen Punkten des mittleren und unteren Stromlaufes unter der Erde antreffen, nur mit dem Unterschied, daß wir von ihnen nicht einmal die Spuren ihres früheren Daseins mehr erkennen werden. Es spricht Manches dafür, daß jenes prähistorische Volk der weit verbreiteten Nation der Tupi angehörte, die, von Südwesten kommend, das ganze Litoral und einen großen Theil des Amazonas-Tieflandes bevölkerten. Im ganzen Verbreitungsgebiete der Tupis finden wir die nämlichen Artefacte, riesige Urnen oder Tzagabas und Steinwerkzeuge mannigfacher Art und rohe Pfeifen aus gebranntem Thone, alles Dinge, die den rohen Botocuden ursprünglich fremd waren."

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, einer der menschenärmsten unter den 26 Staaten Deutschlands, besteht nach der „Allg. Ztg.“ außer einigen kleinen Landstädten fast nur aus großen adeligen Rittergütern und ebenso großen Pachtböfen des großherzoglichen Domaniums und kennt einen freien, wohlhabigen Bauernstand, außer im Fürstenthum Rügen, kaum dem Namen nach. In Folge davon ist es trotz seines im Allgemeinen sehr fruchtbaren Bodens und der günstigen geographischen Lage in der Nähe von Berlin und Stettin der schwächst bevölkerte Staat in ganz Deutschland; er zählt nur 34 Einwohner auf den Quadratkilometer und zudem hat sich diese ohnehin geringe Bevölkerung noch durch Auswanderung verringert. Während dieselbe in den Jahren 1875 bis 1880 um 4596 Seelen auf 100 269 angewachsen ist, nahm sie von 1880 bis 1885 wieder ab und beträgt jetzt nur noch 98 400. Diese Erscheinung steht in Deutschland einzig da.

— Nach Forschungen von Kinkel, zu welchen die Aufschlüsse beim Frankfurter Hasenbau und der Mainkanalisierung Anlaß gaben, muß das ganze Tertiärgebiet östlich des Taunus als ein Senkungsfeld betrachtet werden, das in der Mitteloligozänzeit um 160 bis 300 m niedersank. Die Senkung hat weiter westlich noch bis in die späteren Perioden fortgedauert, auch treten sehr bedeutende Verwerfungen auf, die noch in der postpliocänen Zeit fortgedauert haben und deren Linien ganz den Rheinpalten entsprechen. Nördlich vom Main sind auf eine Strecke weit noch ganz moderne Senkungen nachzuweisen, welche das ältere Diluvium in gleiche Linie mit dem jüngeren gebracht haben. Die Senkungen hängen offenbar mit den miocänen Basaltausbrüchen zusammen. Von Frankfurt bis Hanau ist das Maintal nur durch Erosion gebildet, dann bis Nischaffenburg ein zweites Senkungsfeld, das offenbar mit den Basaltergüssen von Großsteinheim in Beziehung steht. (Bericht Senckenb. Ges. 1885.)

— Ueber den Canal durch den Isthmus von Corinth verbreitet Lloyd's Agent in Athen folgende An-

gaben. Derselbe wird oben 22 m, an den beiden Einfahrten 50 bis 60 m breit und 8 m tief werden. Gegenwärtig sind etwa 1000 Menschen mit den Ausgrabungsarbeiten beschäftigt. Von den 12 Millionen Kubikfuß Erde, welche einer Berechnung zufolge ausgegraben werden müssen, sind bis jetzt 2½ Millionen ausgegraben, und nach der Weise, wie die Arbeiten jetzt betrieben werden, wird die Vollendung des Werkes noch fünf Jahre in Anspruch nehmen.

— In Rußland scheint man einem der „Allg. Ztg.“ zugegangenen Berichte nach die Kolonisirung des Nordens, namentlich der bisher von Norwegern und Engländern ausgebeuteten Murman-Küste, ernstlich in Angriff nehmen zu wollen. Ein im Ministerium des Inneren ausgearbeitetes Projekt bezweckt, dort und auf der Halbinsel Kola überhaupt die Ansiedelung von russischen Unterthanen, aber auch nur von solchen, unter sehr günstigen Bedingungen zu fördern; auch in den Wäldern des Gouvernements Archangel und eines Theiles des Gouvernements Wologda werden den Ansiedlern nach freier Wahl und kostenfrei Plätze angewiesen, welche sie binnen 10 Jahren, während welcher sie keinerlei Abgaben zu zahlen haben, urbar machen müssen. Bau- und Brennholz erhalten sie frei und 40 Jahre lang brauchen sie von dem urbar gemachten Lande keine Grundsteuer zu entrichten.

### Asien.

— Mr. J. D. Rees, persischer Uebersetzer bei der Regierung in Madras, hat seinen vorjährigen Urlaub benutzt, um das bisher unbekanntes bergige Gebiet zwischen Kazwin und Hamadan in Persien, den Karagan-District, zu durchwandern, und zwar ohne seine amtlichen Empfehlungen vorzuzeigen. Denn dadurch hätte er das Volk, mit welchem er in näheren Verkehr treten wollte, nur abgeschreckt, da es alsdann genöthigt gewesen wäre, ihm ohne Entgelt alle seine Bedürfnisse zu liefern; darum bezahlte er, was er brauchte, und fand fast überall freundliche Aufnahme. Der höchste Punkt seiner Route lag 9700 Fuß, fast 3000 m, hoch. Das

Land ist weit fruchtbarer und bevölkerter als z. B. das Gebiet längs der großen Straße von Teheran nach Isfahan oder an den Ufern des Persischen Meerbusens; Rees ist geneigt, die Gesamtbevölkerung Persiens auf etwa 10 Millionen zu schätzen, während man sonst nur fünf bis sechs annimmt. — Höchst eigenthümlich ist die volksthümliche Ansicht der Perser über englische Zustände; sie glauben z. B., daß dort zwei Parteien, „Big“ und „Toori“, beständig sich einander bekriegen, während die „Uruf“ (Russen) viel vernünftiger regiert werden, nämlich durch einen Schah, der keinen Bürgerkrieg gestattet. Andererseits scheinen die Perser trotz oder vielleicht auch in Folge ihrer Unwissenheit den Europäern gegenüber besser gesinnt zu sein als die meisten Asiaten. Das Wort „Farangi“ (Franke) in Persien hat nichts Verächtliches an sich, wie Feringhi in Indien. Dagegen sollte sich nie ein Europäer selbst als „Kafir“ (Ungläubiger) bezeichnen; als Rees einmal im Scherz die Engländer so nannte, wurde ihm dies mit den Worten verwiesen: „Die Anhänger von Seiner Hoheit Jesus — Friede sei mit ihm! — sind nicht Kafir. Warum wollt ihr euch eine Bezeichnung zulegen, die selbst eure Feinde euch nicht geben würden?“ — Von dem herrlich gelegenen Hamadan mit seinen Weingärten, Fruchtbäumen, Weizenfeldern, rauschenden Bächen und seinem köstlichen Klima ritt Rees durch Kurdistan über Kermanschah nach Bagdad.

— Einem Berichte der Ostsibirischen Abtheilung der k. russischen geographischen Gesellschaft in Irkutsk („Desl. Rundschau“ 1886, Nr. 6) entnehmen wir über die Expeditionen des Jahres 1884 Folgendes: J. P. Dubrow hat eine Erkursion gemacht, um die Buräten bei Irkutsk und in Transbaikalien in ethnographischer Hinsicht zu untersuchen. Im abgelaufenen Jahre hat er aber nur die Buräten studirt. W. R. Slatkowsky hat die bereits 1883 begonnenen geologischen Forschungen in der Umgebung der Stadt Krasnojarsk fortgesetzt; er hat den größten Theil des Bezirkes Krasnojarsk und denjenigen Theil der westlichen Hälfte des Bezirkes von Kansk untersucht, welcher an der Moskauer Heerstraße liegt. — J. L. Sawenkow bereiste im Juni die Ufer des Flusses Mana, einen rechtsseitigen Nebenfluß des Jenissei, bis zur Grenze der Bezirke von Kansk und Krasnojarsk, um die daselbst an sieben Stellen befindlichen Inschriften zu kopiren. Außer den bereits im Jahre 1875 notirten Inschriften wurden noch zwei neue entdeckt. Weiter bereiste Sawenkow den Bezirk von Minussinsk und zwar besuchte er die Steppengegend an den Flüssen Askis, Kutenbulun und Ubat, welche in den Abakan, einen linksseitigen Zufluß des Jenissei, fallen. Hier besichtigte er viele Kurgane und Grabhügel, welche einst schon Gmelin beschrieben. Ein nicht allzu großer Kurgan wurde aufgegraben und ein Skelet mit verschiedenen kupfernen Gegenständen gefunden. Eine eingehendere, von Zeichnungen begleitete Beschreibung der Resultate wird folgen. Eine große Menge von Alterthümern, darunter 700 Steinwerkzeuge, sind gesammelt worden.

— Chinesische Strafe. Im Frühlinge 1885 wurden in Uassutai (Mongolei) mehr als 30 Urjüchen, welche aus Kemtschit hingeführt waren, für Raub und Diebstahl hingerichtet: man schlug ihnen die Köpfe ab. Im August aber fand die Hinrichtung eines Urjüchen statt, der seine eigene Mutter ermordet hatte. Man verfuhr dabei folgendermaßen: Man entkleidete den Mörder, führte ihn zu einer Säule und band ihn mittels seines Popses und verschiedener Stricke fest an die Säule. Dann verstopfte man ihm den Mund durch Watte, welche mit Branntwein befeuchtet war, indem man die Watte mittels zweier dünner Stäbchen hineinschob. Ebenso wurden beide Ohren und Nasenlöcher durch Watte verstopft. Dann packte der Henker die Stirnhaut mit einem eisernen Haken, schnitt hinein und löste einen Lappen ab, welchen er über die Augen deckte. Der Gehilfe des Henkers bestreute die blutende Stelle mit einem weißen Pulver, so daß die Blutung sofort stand. Weiter schnitt der

Henker dem Schlachtopfer die Weichtheile der rechten, dann der linken Brust ab, die Wunden wurden abermals bestreut. Jetzt begann der Henker die Brust des Unglücklichen mit einer kleinen Lanze, aber nicht sehr tief, zu durchbohren — es schien das fürchterliche Schmerzen zu verursachen. Der Unglückliche stöhnte, machte trotzdem, daß er gebunden war, heftige Bewegungen, so daß er sich den Pops abriß. Dann schnitt der Henker dem Verurtheilten den Leib auf, so daß die Eingeweide vorfielen. Jetzt löste man die Banden, der Körper fiel und wand sich in Zuckungen — nun schlug man dem am Boden Liegenden den Kopf ab und packte denselben in einen Kasten, um ihn in die Heimath des Mörders zu schicken.

(„Desl. Rundschau 1886, Nr. 4.“)

### A f r i k a.

— Die „Kolonialpol. Korr.“ macht folgende Mittheilungen über die Vorbereitungen der ostafrikanischen Gesellschaft für die Verwerthung des von ihr erworbenen Gebietes: In Zanzibar ist eine Station der Gesellschaft gegründet und eine geordnete Geschäftsführung eingerichtet worden. In Usagara sind zwei Stationen angelegt (die Simasiation und Kiara). Mit der ersten ist eine Versuchsgärtnerei verbunden, die unter der Leitung des Gartentechnikers Schmidt und dessen Assistenten Liedtke steht; auf der zweiten ist eine Faktorei angelegt und der Ingenieur Rohde betreibt von dort aus die Vermessung und Aufnahme von Usagara. Eine dritte Station wird zur Zeit in Usaramo angelegt, zwei weitere im Kilimandscharogebiete, und eine sechste für das Usambarogebiet ist ebenfalls bereits hinausgeschickt. Daneben ist die Erforschung des Landes nach verschiedenen Gesichtspunkten hin in Angriff genommen. Im Kilimandscharogebiete arbeitet der Geologe Dr. Schmidt im Auftrage der Gesellschaft. In Usagara unternimmt der Gartentechniker Schmidt die nothwendigen Voruntersuchungen. Aus Somaliland hat Herr v. Anderten statistische Materialien und Mustersendungen beschafft. Mit den letzten Expeditionen ist eine Reihe von wissenschaftlichen Instrumenten hinausgegangen, welche ebenfalls zur Zeit bereits für die genaue Aufnahme und Bestimmung des Landes verwendet werden dürften. In dieser Richtung sollen von nun an die weiteren Arbeiten der Gesellschaft zunächst ausschließlich fortgesetzt werden.

— Das Neueste hier am Stanley Pool — schreibt Dr. D. Kenz aus Leopoldville, 16. December 1885 — ist, daß das holländische Handelshaus in Banana, das bedeutendste überhaupt in Südwest-Afrika, bei Kinshassa (am Südufer des Pool) ein Stück Land erworben hat, um eine Faktorei resp. ein Waarendepot zu errichten. Mr. Greshoff aus Mboma war selbst hier, und die erste Karawane mit Gütern ist bereits unterwegs. Das Haus wird auch einen großen Dampfer heraufbesördern, um damit am oberen Congo und besonders an den Zuflüssen Einkäufe zu machen und Zweigfaktoreien anzulegen. Es ist dies der erste derartige Versuch, und bald werden die anderen Häuser an der Küste diesem Beispiele folgen müssen. Auch die englische Baptistenmission in Leopoldville verlegt ihre Niederlassung nach Kinshassa und man spricht davon, daß überhaupt die ganze Station Leopoldville dorthin verlegt werden soll. Es ist dort ein besserer Boden zur Anlage von Gärten und Plantagen; auch sind die Wasserverhältnisse für die Dampfer günstiger. Dagegen sind die eingeborenen Häuptlinge mit der Anlage von Faktoreien am Pool wenig zufrieden. Bisher wurde fast alles Elfenbein von den Bajanji-Leuten zu Ngaliema, dem Chef von Kintamo, gebracht. Dieser verkaufte es an die großen Händler Makitu, Pedro Congo und andere, und von da kam es erst in die Faktoreien am unteren Congo. Kommen nun die europäischen Kaufleute selbst nach dem Poole, bringen Dampfer herauf und kaufen das Elfenbein direkt von den Stämmen des Inneren, so sind die eingeborenen

Händler natürlicher Weise mehr oder weniger ruinirt. Das ist diesen Leuten auch vollständig klar; aber Lenz glaubt nicht, daß sie die Macht haben, in gewaltfamer Weise den Handel der Weißen zu fibren, etwa durch Verweigerung von Trägern oder durch Angriffe auf die Trägerkarawanen; dazu ist die Furcht vor Bula Matadi (Stanley's Beiname, jetzt für den Congostaat gebraucht) doch zu groß.

— Am 5. März hat das englische Unterhaus den Vertrag mit der Eastern- und der brasilianischen Submarine-Telegraph-Company wegen Herstellung einer unterseeischen Telegraphenverbindung zwischen St. Vincent und der Insel St. Jago, Bathurst an der Westküste von Afrika, Sierra Leone, Akkra, Lagos und der Nigermündung angenommen.

### Australien.

— An den Ufern des in 15° 46' südl. Br. und 136° 44' östlich von Gr. in den Carpentaria-Golf einmündenden Mc Arthur R., welcher im Jahre 1883 durch Favenc, Crawford und Andere erforscht wurde, breitet sich schönes Weideland aus. Ein großer Theil desselben ist jetzt bereits von Squattern in Pacht genommen und mit Vieh bejagt worden. Die Regierung der Kolonie Südastralien, zu deren Territorium das Gebiet des Mc Arthur gehört, hat im December 1885 in der Nähe der Mündung dieses Flusses, welcher ungefähr 40 km weit schiffbar ist, eine Stadt unter dem Namen Borrailoole angelegt. Die Stadtparcellen wurden zu guten Preisen rasch verkauft, und man glaubt, daß der Ort schnell aufblühen werde.

— Den Niedergang der Kolonie Südastralien konstatirt auch die starke Auswanderung von dort. Am Schlusse des Jahres 1885 belief sich die gesammte Bevölkerung erst auf 320 241 Seelen. Es trafen während des Jahres 1885 von auswärts 12 185 Personen (8469 männliche und 3716 weibliche) ein und 18876 (12903 männliche und 5973 weibliche) verließen die Kolonie. Dies bedeutet einen Verlust von 6691 Personen. An die Kolonie Viktoria gingen davon allein 5440 verloren. Dennoch steht es jetzt fest, daß am 20. Juni 1887 eine in Adelaide, der Hauptstadt, abzuhaltende internationale Weltausstellung eröffnet werden soll.

— Baron Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne glaubt, daß die Gebeine, welche kürzlich der Kameeltreiber Willoch Nigbt, ein Afghane, im nördlichen Queensland am Cloncurry River aufgefunden hat, wirklich die der verschollenen Leichhardt-Expedition seien. Im Jahre 1865 wurde in 20° südl. Br. in der Nähe des Flinders ein Baum mit den Initialen L. L. (Ludwig Leichhardt) entdeckt, sowie zwei Pferde angetroffen, welche zu jener Expedition gehört hatten. Wahrscheinlich, meint Baron von Müller, war es in dieser Gegend, westlich vom Cloncurry, wo die Reisegesellschaft ihren Untergang fand. Weitere Nachforschungen sind im Gange.

— Der Naturforscher Dr. von Lendenfeld bestieg Anfang Januar 1886 mit zwei Gefährten auf bisher unbekanntem Pfaden den Mount Bogong in 36° 44' südl. Br. und 147° 6' östlich von Gr. Es ist dies der höchste Berg in der Kolonie Viktoria mit, wie Dr. von Lendenfeld konstatirte, 6508 engl. Fuß oder 1984 m. Die Besteigung nahm drei Tage in Anspruch, und man verblieb auf der Höhe einen

ganzen Tag. Es wurden interessante geologische Beobachtungen gemacht und auch Spuren von Gletschern aufgefunden.

### Südamerika.

— Der „National-Zeitung“ wird aus Chile geschrieben, daß der bolivianische Kongreß am 26. Oktober 1885 die Summe von 256 462 Bolivianos (zu 4 Mark) für die Erbauung einer Fahrstraße von Sucre nach Puerto Pacheco, wo der Rio Pilcomayo schiffbar zu werden beginnt, angewiesen hat. Der Präsident Gregorio Pacheco hat sich an die Spitze der Truppen gestellt, welche seit einigen Monaten an dieser Straße arbeiten; nach Beendigung der Arbeit soll jeder Soldat oder Unterofficier 25 bis 40, jeder Lieutenant oder Hauptmann 60 bis 100, jeder höhere Officier 125 bis 300 ha des von der Straße durchschnittenen Landes angewiesen erhalten. Die Regierung der argentinischen Republik fördert das Unternehmen nach Kräften, da speciell Buenos Ayres durch diesen neuen Handelsweg sehr gewinnen würde.

— Mit Freuden ist die Thatsache zu begrüßen, daß sich in Santiago in Chile ein deutscher wissenschaftlicher Verein aufgethan hat, und daß derselbe die interessanteren Vorträge und Mittheilungen in seinen „Verhandlungen“, von denen uns das erste Heft vorliegt, veröffentlichen will. Hoffen wir, daß darin auch die Erd- und Völkerkunde die ihr gebührenden Plätze einnehmen werden, Fächer, in denen Chile unter allen südamerikanischen Staaten fast das meiste (wir erinnern an das Anuario Hidrografica de la Marina de Chile) geleistet hat.

### Der sechste deutsche Geographentag.

In den letzten Tagen der Osterwoche soll in Dresden der sechste deutsche Geographentag abgehalten und mit demselben eine Ausstellung der litterarischen Erzeugnisse auf dem Gebiete der Erdkunde verbunden werden. Zur Ausstellung sollen gelangen:

- 1) Bezüglich der allgemeinen Geographie nur die Litteratur des letzten Jahres (1885 und 1886);
  - 2) Die gesammte Litteratur über die deutschen Kolonien;
  - 3) Geographische Lehrmittel aus dem letzten Jahre,
- bei denen sich jedoch die Ausstellungscommission vorbehält, mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum, eventuell eine Auswahl zu treffen. — Die Ausstellung findet in den Räumen des Königl. Polytechnikums statt; für genügende Beaufsichtigung, Versicherung gegen Feuerschaden u. s. w. wird bestens gesorgt werden. Autoren bezw. Verleger, welche die Ausstellung beschicken wollen, werden gebeten, die auszustellenden Gegenstände unter der Aufschrift:

„Zur Ausstellung des sechsten deutschen Geographentages bestimmt“

in der Zeit vom 20. März bis 1. April an Karl Adler's Buchhandlung (M. Huhle) Dresden, portofrei gelangen zu lassen. Sorgfältige Verpackung und freie Rücksendung wird verbürgt.

**Inhalt:** G. Révoil's Reise im Lande der Benadir, Somali und Bajun 1882 bis 1883. XII. (Mit vier Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — H. Brincker: Die Bewohner des Nama- und Damvalandes. I. — ten Kate's Reisen und Untersuchungen in Nordamerika. — Kürzere Mittheilungen: Ein Zusammentreffen mit Botocuden. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Der sechste deutsche Geographentag. (Schluß der Redaktion: 11. März 1886.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.